

1 Einleitung

Das vorliegende Buch ist an Leser gerichtet, die ein diffuses Unbehagen und Ratlosigkeit empfinden, sich inmitten einer komplexen und unübersichtlichen Lebenswelt zu befinden, die sie allein schon aus Zeitgründen nicht oder nur unzureichend verstehen können. So mancher Leser – einschließlich Studenten der Wirtschaftswissenschaften – wird sich oft gefragt haben, warum ein historisch einmaliger Akkumulationsprozess an materiellen Werten bei noch nicht einmal ausgeschöpften Produktionskapazitäten immer wieder zu wirtschaftlichen und politischen Krisen führt. Dieser Akkumulationsprozess lässt sich an der Entwicklung des Bruttoinlandproduktes (BIP) – als Maß für erbrachte wirtschaftliche Leistungen – pro Kopf ablesen. Danach ist es in den letzten 150 und insbesondere der letzten 60 Jahre zu einem rasanten Anstieg der wirtschaftlichen Leistungen, d. h. der Produktivität gekommen (s. Abb. 1). Diese Leistungen wurden erbracht, obwohl die industriellen Kapazitäten meist nur zu maximal 80 – 90% ausgeschöpft wurden, die Wirtschaft also unter ihren Möglichkeiten und Reserven geblieben ist. Dennoch kommt es immer wieder zu Angebotsüberfluss, so dass Nachfrage-stimulierende Werbung und sogar eine Abwrackprämie für noch funktionstüchtige Autos offenbar eine systemnotwendige Bedeutung haben.

Gleichzeitig aber geht mit dem enormen Anstieg der Warenproduktion eine beschleunigte Reduktion sozialer Leistungen in den Industrieländern einher. Bezieht man auch die weniger industrialisierten Länder mit ein, so stellt sich mit Jean Ziegler, dem ehemaligen UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, die Frage: Wie kommt dann der Hunger in die Welt, wo doch beim gegenwärtigen Stand der wirtschaftlichen Möglichkeiten selbst 12 Milliarden Menschen ernährt werden könnten?¹ Wa-

rum dann von Seiten der herrschenden Politik die Aufforderung den „Gürtel enger zu schnallen“?

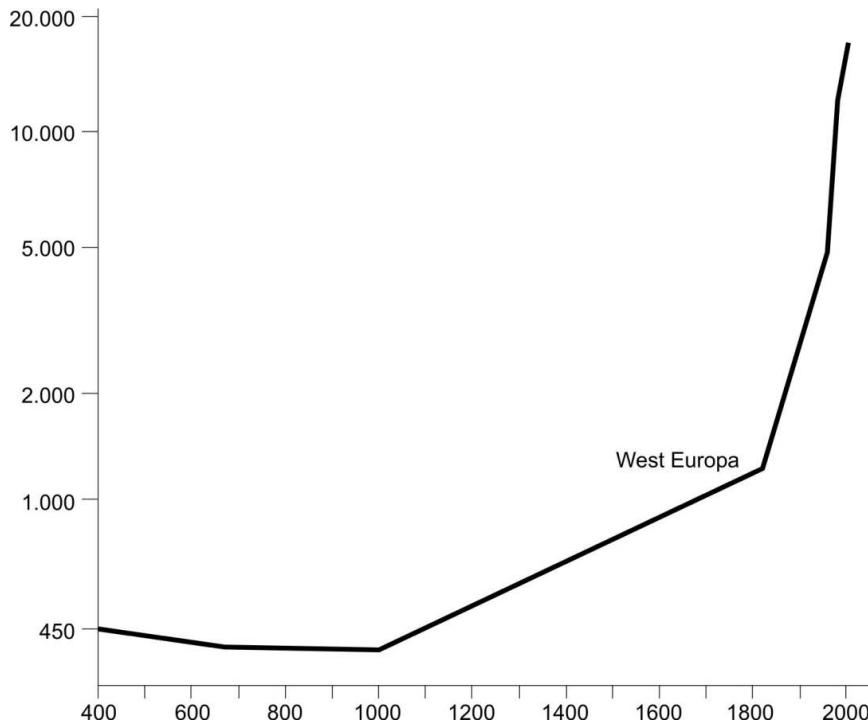


Abb.1: Entwicklung des westeuropäischen Bruttoinlandsproduktes pro Kopf in Dollar (y-Achse) in den letzten 1.600 Jahren (x-Achse). Modif. n. A. Maddison.
The world economy: A millenium perspective. OECD, 2001.

Um uns der Beantwortung dieser Frage zu nähern, müssen wir einen genaueren Blick auf den steilen Anstieg der obigen BIP-Kurve der letzten Jahrzehnte werfen und die Verteilung des darin repräsentierten Reichtums betrachten: So verfügen z. B. die reichsten 58 Menschen der Welt

über ebenso viel Einkommen wie die ärmere Hälfte der Menschheit (3,5 Milliarden Menschen) und 5% der US-amerikanischen Bevölkerung besitzen über ca. 60% des nationalen Reichtums. In Deutschland ist das Gesamtvermögen von ca. 10 Billionen Euro und das Einkommen ähnlich verteilt (s. Abb. 2). Liegt diese Vermögensasymmetrie vielleicht daran, dass einige den „Gürtel zu locker geschnallt haben“ oder liegt hier ein systembedingtes Missverhältnis vor? (s. hierzu Abb. 6). Fest steht hiernach: Es ist genug Geld vorhanden, um das eigentliche Ziel einer Volkswirtschaft, nämlich allgemeine Wohlfahrtssteigerung, zu finanzieren. Bekannt ist danach auch, wo es sich gegenwärtig befindet. Die Frage, der wir nachgehen wollen, ist „nur“, wie lässt es sich für diesen Zweck mobilisieren?

Im vorliegenden Buch sollen die voranstehenden Fragen weiterverfolgt und erweitert werden: Sind Krisen trotz enormer Produktionskapazitäten lediglich ein notwendiges, periodisch sich wiederholendes, aber zu akzeptierendes Systemmerkmal und -Übel? Vielleicht ein Suchprozess in Richtung eines stets neuen Gleichgewichtes, oder führen gerade die gewaltigen Produktionskapazitäten systembedingt langfristig in eine Sackgasse, an deren Ende eine nicht mehr kontrollierbare Krise mit katastrophischem Finale steht? Einiges spricht, wie wir im Verlaufe der Abhandlung sehen werden, für ein derartiges Szenario. – Alternativ stellen wir die Frage, ob die *kollektive* Intelligenz ausreichend ist, gesellschaftliche, also menschengemachte Verhältnisse, als veränderbar zu begreifen und nicht als deterministisches, quasi naturgesetzliches Schicksal. Mit anderen Worten gefragt: Kann das menschliche Denken und entsprechendes Handeln mit der selbstgeschaffenen, gesellschaftlichen, ökonomischen und technologischen Entwicklung Schritt halten oder überfordert diese die individuelle und kollektive Aufnahmekapazität?

Das Unverständnis, warum gewaltige Produktionskapazitäten mit Krisen und sozialen Verwerfungen einhergehen, resultiert sicher nicht nur aus der zunehmenden und einengenden Spezialisierung allen Wissens. Es resultiert ebenso aus einem Mangel an Zeit, die sich aus einer stetig steigenden Arbeitsverdichtung ergibt, der vermutlich die meisten Leser ausgesetzt sein dürften. Die Autoren der vorliegenden Arbeit hatten hingegen das Privileg, über ausreichend Zeit zu verfügen, um mit zahlreichen kritischen Freunden und Kollegen einen interdisziplinären Diskurs über gesellschaftlich relevante Themen führen zu können, ohne sich dem Medien-dominierten Zeitgeist ausliefern zu müssen.

Aus diesem Diskurs entstand das Anliegen, den zeitknappen Leser darin zu unterstützen, in den alltäglich dargebotenen, vermeintlich objektiven Daten, die darin enthaltenen und zum Teil (kapital)interessengesteuerten *Interpretationen* zu erkennen. Dies erscheint den Autoren unerlässlich, wenn man bedenkt, dass bereits in jeder Datenerhebung bewusste oder unbewusste Vorannahmen einfließen müssen, die sich vom sozialen Kontext ebenso wenig ablösen lassen wie die Prägung einer Münze, ohne diese zu entwerten. Das vorliegende Buch soll dazu dienen, in einer Flut scheinbar unverbunden einströmender Informationen Daten und Meinungen, diese zu verstehen, zu bewerten, einzuordnen und evtl. daraus politische Handlungsperspektiven zu entwickeln, die sich mehr an Einsichten als an reinen Wunschbildern einer antiquierten ökonomischen Theorie orientieren. Vor allem aber möchten wir den Leser vor der Resignation bewahren, seine eigenen gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten geringer einzuschätzen als sie es sein könnten, auch, wenn der immerwährende Machtmisbrauch politischer und wirtschaftlicher Eliten in seinen unterschiedlichsten und subtilen Spielarten genug Anlass wäre, resignierend an die „Wiederkehr des ewig Gleichen“ zu glauben.

In der hier vorgelegten Publikation sollen zunächst die Grundzüge und Grenzen der – meist in Zirkelschlüssen verlaufenden – Erkenntnis im Allgemeinen überblickartig dargestellt werden (Kap. 2), anschließend wird im Speziellen auf die begrenzte Erkenntnisfähigkeit der Wirtschaftswissenschaften und deren Selbstüberschätzung hinsichtlich ihrer Erklärungs- und Prognosefähigkeit eingegangen (Kap. 3). In Kapitel 4 wird ein alternatives Wirtschaftsmodell vorgestellt, das nach Überzeugung der Autoren die konkrete Lebenswelt genauer abbildet und deshalb besser prognostizierbare Folgen von Handlungsentscheidungen erlaubt, aber zugleich auch das gegenwärtige Wirtschaftssystem und seine längerfristige Lebensdauer infrage stellt. Zum Schluss werden in Kapitel 5 Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt, die sich – bei aller Skepsis gegenüber historischer Lernfähigkeit – aus dem alternativen Modell ableiten lassen. Wir werden in unserer Modellentwicklung und den daraus gezogenen Schlüssen versuchen, eine einseitige euro-zentristische Sichtweise zu vermeiden und den Auffassungen zweier großer Philosophen aus zwei völlig unterschiedlichen Kulturkreisen zu folgen:

„Es gibt nur eine falsche Sicht: Der Glaube, meine Sicht ist die einzige richtige.“ (Nagarjuna, buddhistischer Philosoph).

„Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.“ (Ludwig Wittgenstein, österreichisch-britischer Philosoph).

Dennoch werden wir uns in der Beschreibung und Interpretation einiger gesellschaftlicher Phänomene vereinzelt des Mittels der Überspitzungen bedienen, um nicht in einem endlosen „Ja, aber“ zu enden, das nur den vorherrschenden, paradoxen Zeitgeist des „anything-goes“ bei gleichzeitiger Akzeptanz des TINA-Prinzips (There-Is-No-Alternative) bedient und in Handlungsunfähigkeit sowie „Mit-uns-Geschehenlassens“ enden

würde. Deshalb gleich vorab eine provokante These: Wir leben in einer Zeit der „Pathologien der Vernunft“² und des Zeit(un)geistes. Eine der wesentlichen Pathologien dieser „Vernunft“ ist es, das eigentliche volkswirtschaftliche Ziel, Allgemeinwohl, durch ein betriebswirtschaftliches, das immer (!) Gewinnmaximierung ist, in allen gesellschaftlichen Bereichen zu ersetzen. Die realexistierende Planwirtschaft hat diese Pathologie – oder wenn man so will Dilemma – nicht lösen können. Im hier vorgelegten Buch sollen deshalb andere Therapiemöglichkeiten ausgelotet werden. Da hierfür – will man das Prinzip der Demokratie nicht in Frage stellen – Mehrheiten notwendig sind, ist eine Analyse (Diagnose) der Wirksamkeit der Mehrheiten-generierenden Medien unumgehbar, auf die wir im letzten Kapitel eingehen werden.

Lesehinweis: Die zahlreichen Anmerkungen sind als Vertiefungen der im Haupttext primär behandelten wirtschaftswissenschaftlichen Aspekte gedacht. Da wir in dem vorliegenden Buch nicht der vorherrschenden Meinung folgen, dass sich *alle* Lebensbereiche *vollständig* durch Ökonomik erklären und auf Ökonomie reduzieren lassen, werden andere einzelwissenschaftliche und philosophische Betrachtungen – obgleich vom Haupttext inhaltlich eigentlich nicht trennbar – aus Gründen der Darstellbarkeit teilweise im Anhang behandelt. Teilweise vorkommende Wiederholungen von Textpassagen sind beabsichtigt, um nicht zu häufig Querverweisen folgen zu müssen. Die längeren Anmerkungen können auch als Kurz-Essays gelesen werden, in denen kritische Sichtweisen als Argumentationshilfen gegen vorherrschende Meinungs- und Deutungshoheiten zusammengetragen und zusammengefasst werden.

2 Allgemeine Grundzüge der Erkenntnis und die Grenzen der Erkenntnisfähigkeit

Wenn die eingangs geäußerte Vermutung einer durch Unübersichtlichkeit geprägten Gesellschaft zutrifft, drängt sich zwangsläufig die Frage auf, über wie viel verlässliches Wissen können wir – aber insbesondere die politischen Akteure – überhaupt verfügen, um durch diese Gemengelage verantwortlich navigieren zu können. Wir werden also zunächst zu untersuchen haben: Was kann man wissen, wo liegen die Grenzen des Wissens und wie verlässlich ist das Wissen innerhalb dieser Grenzen?:

Die Grenzen des Wissens und seine Verlässlichkeit ergeben sich daraus, dass *jegliche* Erkenntnis, Wissen, Meinen und Glauben immer vorgeprägt sind; vorgeprägt durch die erlernte Sprache, die Erziehung, durch Bildungsinhalte in Schule und Universität, durch vorbestehende gesellschaftliche Normen, Interessen und zunehmend durch die Medien. Es gibt deshalb keinen Anker- oder Nullpunkt der Erkenntnis, von dem aus objektiv und unbeeinflusst eine „ureigene“ Meinung oder „die“ Wahrheit entwickelt werden könnte. Es ist der gesamte gesellschaftliche Kontext, der das einzelne Individuum formt, prägt und ständig mehr oder weniger verändert. Gewissermaßen kommt niemand aus seiner „kulturellen Haut“ heraus, in die man im wahrsten Sinne des Wortes hineingeboren wird. Im individuellen Denk-, Erkenntnis- und Prägungsprozess überschneiden sich stets individuelle Erfahrung und gesellschaftliches Wissen. Dieser Schnittpunkt ist immer einer von zahllosen anderen. In einem solchen dichtgeknüpften sozialen Netzwerk nimmt jedes Individuum seinen eigenen, zeitlich und örtlich unverwechselbaren – wenn auch nicht unveränderbaren – Standort ein. Von diesem Standort aus blickt jeder Einzelne auf seine, nur ihm eigene Lebens- und Umwelt, die sich ihm als *die* Realität präsentiert, ohne dass der Charakter der begrenzten Aspekt- und

Kontextgebundenheit der beobachteten Realität stets bewusst wird.³ Dies zeigt sich konkret und besonders eindrucksvoll im Vergleich von Wahrnehmungsdifferenzen zwischen Nordamerikanern und Asiaten, wenn ihnen gleiche Bilder präsentiert werden: Während Nordamerikaner primär fokale Objekte erkennen, sehen Asiaten primär kontextuelle Szenarien, also eine andere „Realität“ beim Blick auf das *gleiche* Objekt.⁴

Noch beeindruckender zeigt sich die Standort- und Perspektivenverschränkung aller Erkenntnis in einer neueren, hervorragend angelegten psychologischen Studie an über 1100 Probanden: Danach unterminiert die jeweilige politische Grundauffassung sogar die mathematischen Denkfähigkeiten bei der Interpretation von Zahlen, wenn sie im Rahmen einer Studie mit politisch aufgeladenem Inhalt erhoben wurden. Passt allerdings das Studienergebnis in die jeweilige politische Auffassung, so werden die Zahlen in Abhängigkeit von den mathematischen Fähigkeiten der Probanden korrekt interpretiert. Passt das Ergebnis nicht, so ist die Trefferquote richtiger Antworten extrem niedrig, egal wie gut die mathematischen Fähigkeiten sind. Bei der Präsentation derselben Zahlen im Rahmen einer medizinischen Studie wurde der Grad korrekter Interpretationen durch die politische Grundauffassung der Probanden nicht beeinflusst, bzw. die Höhe der Trefferquote hing nur von den mathematischen Fähigkeiten ab.⁵

Diese kaum vermeidbare sozio-kulturelle Vorprägung und Kontextabhängigkeit aller Bewusstseinsinhalte (Beobachten, Erkennen sowie Glauben und Meinen) führt insbesondere in einer komplexer werdenden Welt zu dem mehr unbewussten als bewussten Bemühen, Anker- oder Nullpunkte zu finden und zu fixieren. Es ist letztlich das Bemühen, sich in der Vielfalt der alltäglichen Lebens- und Umwelt zu orientieren und praxisbezogen handeln zu können. Historischer Ausgangs- aber nicht Fixpunkt ist die stets sich ändernde und wenig präzise Umgangssprache.

Aus ihr heraus entstehen zunehmend präzisere Begriffe, mit denen das beobachtende Individuum (nachfolgend Beobachter genannt) versucht, die jeweils ihm eigene Lebenswelt zu be- und zu ergreifen. Durch mehr oder weniger präzise Definitionen werden vom Beobachter entsprechend mehr oder weniger scharfe Grenzen gegenüber anderen Beobachtungsinhalten gezogen. Dabei schreiben die Definitionen einzelnen Beobachtungsinhalten für wesentlich erachtete Eigenschaften zu, die die anderen nicht haben. Beim Definieren von Begriffen muss also von Eigenschaften abstrahiert werden, die als unwesentlich erachtet werden. Begriffe sind deshalb immer *abstrakte* Begriffe. Sie fassen gemeinsame Eigenschaften von verschiedenen Beobachtungsinhalten zusammen, um sie als mehr oder weniger konstante Orientierungspunkte wiedererkennen zu können. Während z. B. *ein* Marktplatz ein Begriff ist, der einem Beobachtungsinhalt mit vielen konkreten aber wenig abstrakten Beschreibungen entspricht, enthält der Begriff *der* Markt oder *die* Märkte wenig konkrete aber viele abstrakte Beschreibungen. Deshalb ist *der* Marktplatz konkret auffindbar, *die* Märkte, von denen in den Medien stets gesprochen wird, – auch bei genauem Hinsehen – aber nicht.⁶

Mit steigendem Abstraktionsgrad der Begriffe geht nun zunehmend der konkrete, sinnliche Bezug zur Wahrnehmung des durch diese Begriffe bezeichneten Beobachtungsinhaltes und seiner vielfältigen Zusammenhänge mit dem „Rest der Welt“ verloren.⁷ In dem Bemühen, dennoch einen Ankerpunkt zu finden, werden die *konstruierten* Begriffe fälschlicherweise als *real* existierende, konkret greifbare Entitäten (Gegenstände) aufgefasst. Dadurch entsteht – wie im Falle *der* Märkte – die Illusion real existierender Phänomene, die „einer inneren“, quasi naturgesetzlichen Sachlogik folgen würden, eigentlich und ursprünglich aber nur einer ordnenden, vereinfachenden Aktivität des menschlichen Geistes entstammen, um sich in der Vielfalt der Umwelt orientieren und handeln zu

können. Aus einer orientierenden, vereinfachenden geistigen Repräsentation der Realität wird selbst eine vermeinte Realität, die dann als Subjektform in Aussagesätzen erscheint, wie „*die Märkte strafen ab*“, wo es eigentlich gar keinen Satzgegenstand als reales Objekt gibt. – Die Begriffe bleiben gewissermaßen im Geiste als Verdinglichung von Abstrakta stehen, während sich das von ihnen Bezeichnete aber permanent verändern kann.

Die „Objektivierung“ von Begriffen, die zuvor als vereinfachende Repräsentation und Orientierung verstanden wurden, verfestigen sich immer mehr zu einem Ankerpunkt, zumal das beobachtende Individuum sich selbst als Fixpunkt in einer sich laufend verändernden Welt sieht. Dieser Prozess der „Objektivierung“ erscheint umso realer je häufiger die entsprechenden Begriffe in der Umgangssprache benutzt werden. Sie schaffen gewissermaßen eine neue Realität, die wiederum als soziales Verhalten beobachtet werden kann. Um bei dem obigen Beispiel „*der*“ Märkte zu bleiben, löst die Mitteilung, „*die Märkte strafen ab*“, reale Handlungen aus (z. B. Sparmaßnahmen), die nun selbst wieder Gegenstand neuer Beobachtungen und Erkenntnisse werden, die weitere Handlungen nach sich ziehen (z. B. neue Sozial- oder Steuergesetze, Festschreibung einer Schuldenobergrenze des Staatshaushaltes im Grundgesetz etc.).

Der gesamte Erkenntnisprozess hat somit eine Zirkelbewegung durchmacht: Er „beginnt“ mit der in der Umgangssprache geprägten Erziehung und den dadurch geprägten individuellen Sichtweisen. Deren kollektive „Summe“ prägt die jeweilige Kultur einschließlich ihrer Erkenntnisprozesse, welche ihrerseits auf das Individuum zurückwirken und dessen Beobachtungs- sowie Erkenntnishorizont von Beginn an beeinflussen und begrenzen. Es ist aber nicht nur eine „*folie circulaire*“ (Nietzsche). Der zirkuläre Erkenntnisprozess führt nicht nur dahin zurück, wo er begonnen hatte, sondern durch Perspektivenerweiterung durchaus auch zu

neuen Beobachtungen und Erkenntnissen. Was zumeist aber nicht erkannt wird, ist eben die *Zirkularität* dieses Prozesses und damit das Fehlen eines absoluten, voraussetzungsfreien Anker- oder Nullpunktes, an den alles Beobachten und Erkennen anknüpfen könnte. Dies ist auch ein Grund dafür, dass nicht erkannt wird, dass das, was beobachtet wurde, auch ganz anders hätte beobachtet werden können; denn ein Teil der Beobachtung und Erkenntnis entstammt einer selbstgeschaffenen Realität. Hierzu gehören zwar nicht *ein* Marktplatz, sehr wohl aber *die Märkte*, „*die Gesetze*“ des Marktes und alle mit ihnen verknüpften juristischen Gesetze.

Auch wenn die heutige Erkenntnistheorie das Auffinden einer letzten, absoluten Wahrheit als absoluten Ankerpunkt aufgegeben hat, weil ein unumstößliches Wahrheitskriterium nicht identifizierbar ist, wird dennoch sowohl in der politischen Praxis mit dem „richtigen Programm“ als auch in den Naturwissenschaften mit der „Theory of everything“ weiterhin das „Wahrheitsprojekt“ verfolgt.⁸ Dem liegt implizit die europäische Denktradition zu Grunde, die letztlich einen vorhandenen Ankerpunkt in der Realität voraussetzt, den es aufzufinden gilt (z. B. letztes Elementarteilchen, Gene als letzte Ursache von Erkrankungen, der homo oeconomicus als Triebfeder aller Wirtschaftsaktivitäten). Zugleich wird vorausgesetzt, dass alle vom Bewusstsein des Individuums/Subjektes beobachteten Objekte gewissermaßen ein Spiegelbild der Realität darstellen (sog. naiver Realismus), deren Kausalzusammenhänge es aufzuklären gilt.

In der praktischen Lebenssituation der Individuen spielen die voranstehenden erkenntnistheoretischen Erwägungen explizit keine oder kaum eine Rolle. Implizit jedoch werden Beobachtungen, Erkenntnisse, Meinungen und Handlungen auch des „Alltagsindividuums“ zunehmend durch wissenschaftliche, insbesondere naturwissenschaftliche Erkenntnisse und ihre technischen Anwendungen geprägt. Sie bieten eine relativ

stabile Orientierung, einen scheinbaren Ankerpunkt, in einer immer komplexer werdenden Lebenswelt. Da nun aber die Resultate wissenschaftlicher Beobachtungen nicht einheitlich sind, stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien entscheidet sich das „Alltagsindividuum“ oder der „Alltagspolitiker“ für welchen „Ankerpunkt“ als Orientierung für sein eigenes Urteilen und Handeln? Gesellschaftspolitisch relevante Beispiele hierfür sind folgenreiche wissenschaftliche Arbeiten, die aus „renomierter Feder“ stammen, insbesondere wenn sie vorgefasste Meinungen bestätigen und deren austeritätspolitische Handlungsfolgen legitimieren: So wurde beispielsweise in einer einflussreichen Arbeit (auf Grund eines Rechenfehlers!) vermeintlich gezeigt, dass das Wirtschaftswachstum von Staaten immer dann fällt, wenn das Verhältnis von Verschuldung und Wirtschaftsleistung über 90 Prozent steigt. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall.⁹

Für das praktische Alltagsleben des einzelnen Individuums und das Zusammenlebens mit den anderen ist also das Vertrauen in bestimmte wissenschaftliche Ergebnisse und das Funktionieren das wichtigste Kriterium, dem aber immer ein rational nicht vollständig auflösbare kulturell und individuell geprägtes Interesse vorangeht (s.o); denn Funktionieren setzt immer eine Absicht auf ein angestrebtes, ein *gewolltes* Ziel voraus. Erkenntnis ist deshalb auch immer interessengeleitet. Das Wissen um ursprünglich gewollte Ziele/Zwecke kann – wie wir noch darlegen werden – natürlich verlorengehen und in ein als alternativlos und selbstverständlich empfundenes „business as usual“ münden. Dieses „business as usual“ berührt die eingangs gestellte Frage, warum gewaltige Produktionskapazitäten mit Krisen und sozialen Verwerfungen einhergehen, in dem Kostenreduktion vom Mittel zum Zweck mutiert und gesellschaftlicher Wohlstand als Zweck verloren geht. – Das *Mittel*, Kostenre-

duktion, wird damit ad absurdum geführt. (s. hierzu im Einzelnen Kap. 3.4 u. 3.5).

Vertrauen in Beobachtungen und in Erkenntnisse ist aber nicht beliebig, sondern graduell unterschiedlich: Das größte Vertrauen genießen die Naturwissenschaften, gefolgt von den Gesellschaftswissenschaften (Wirtschaftswissenschaft, Soziologie und Politikwissenschaft). Beiden Bereichen wird eine mehr oder weniger strenge, Individuen-übergreifende Verbindlichkeit zugeschrieben, die wiederum an ihren reproduzierbaren Ergebnissen und ihrer Prognosefähigkeit gemessen werden (sollten). Der Bereich der individuellen Alltagserkenntnis weist diese Eigenschaften nicht auf. Gleichwohl kann für das Individuum durchaus Reproduzierbarkeit von Erkenntnissen in Form von eigener Erfahrung als Orientierung im eigenen Lebensbereich gegeben sein; nur eben nicht wesentlich darüber hinaus.

Ob sich hinter diesen drei Erkenntnisbereichen verschiedene Schichten der Realität verbergen, bleibt ein sog. metaphysisches und zirkuläres Problem. Zumindest ist es unabweisbar, dass die drei Bereiche verschiedene Aspekte dessen beschreiben, was aus jeweils ihrer Sicht die „Realität“ darstellt, aber immer tatsächlich nur *eine* Perspektive, *ein* Realitäts-*ausschnitt* bleibt (z. B. der physikalische und psychologische, der soziologische oder ökonomische Teilaспект). Im Folgenden sollen die Grundzüge dieser drei Bereiche skizziert werden, um dann im Einzelnen auf den Erkenntnisprozess der Wirtschaftswissenschaft einzugehen. Die Trennung der drei Bereiche wird hier – wohlwissend, dass sie in einen wechselwirkenden, gesellschaftlichen Kontext eingebunden sind – lediglich aus Gründen der verständlicheren Darstellbarkeit vollzogen.

2.1 Grundzüge der naturwissenschaftlichen Erkenntnis

Die Wissenschaften insgesamt und die Naturwissenschaften im Besonderen versuchen das Dilemma des o.g. zirkulären Erkenntnisprozesses dadurch zu lösen, indem sie einen scheinbar neutralen Standpunkt einnehmen und gewissermaßen unbeeinflusst von *außen* auf ihren „objektiven“ Gegenstand blicken. Es ist der bereits benannte prinzipielle Versuch, einen Null- oder Ankerpunkt festzulegen, von dem aus die beobachtete Welt nach formal-logischen Kriterien analysiert und erklärt werden können. Man nennt – in Bezug auf die Philosophie von René Descartes – diesen Anker- oder Standpunkt den cartesianischen. Es ist der Standpunkt eines idealisierten Subjekts, das von der Welt *getrennt* und von ihr unbeeinflusst, diese Welt nach „objektiv existierenden“ Kategorien von außen beurteilt: gewissermaßen ein Blick von „außerhalb“ auf das Universum.¹⁰

Insbesondere ist die Naturwissenschaft bemüht, diesen „objektiven“ Anker- oder Standpunkt dadurch herzustellen, indem sie Versuchsbedingungen schafft, die so streng als möglich von der Umwelt isoliert sind, um Veränderungen von bestimmten, beobachtbaren Variablen zu untersuchen und um vermutete Kausalbeziehungen zwischen genau definierten Interventionen und diesen Variablen festzustellen. Die Versuchsergebnisse der Naturwissenschaften lassen sich – unter Einhalten „derselben“ Versuchsbedingungen – auch hinreichend genau wiederholen, aber nie *absolut* genauso; denn absolut identische Versuchsbedingungen lassen sich nicht herstellen.¹¹ Sie sind dennoch – solange die Versuchsbedingungen eingehalten werden – weitgehend orts- und beobachterunabhängig. Dieses, auch empirisch und induktiv genannte Verfahren (Schlussfolgerungen von Einzelbeobachtungen auf allgemeine Regeln oder Gesetze), erlaubt Prognosen zu stellen, wie sich unter bestimmten Bedingungen – aber nur unter diesen – beobachtbare Systeme entwi-

ckeln. Je mehr diese Systeme von den ursprünglichen, *isolierten* Versuchsbedingungen abweichen, desto ungenauer wird die Prognose. Die Biowissenschaften, insbesondere die Medizin und diese im Gegensatz zur Physik, sind hierfür ein eingängiges Beispiel (z. B. wegen begrenzter Standardisierbarkeit von Studienteilnehmern in klinischen Studien; deshalb auch häufig sich scheinbar widersprechende Resultate dieser Studien).

In den Naturwissenschaften wird die europäische Denktradition, einen letztlich vorhandenen und Prognose ermöglichen Ankerpunkt (z. B. Elementarteilchen, „Theory-of-everything“) in der Realität aufzufinden, am konsequentesten verfolgt. Die beobachtete Lebenswelt wird dazu in immer kleiner werdende Einheiten zerlegt. Bei diesem sog. reduktionistischen Verfahren wird unterstellt, dass nach Auffinden der Grundbausteine und Grundprinzipien, rückwärts die beobachtete Lebenswelt – zumindest prinzipiell – erklärt werden könne; – rückwärts von der Physik der kleinsten Teilchen aus gesehen, über die Molekularbiologie und Psychologie bis hin zu den Gesellschaftswissenschaften. Die Erkenntnistheorie hat zwar prinzipielle Einwände gegen dieses reduktionistische Prinzip, indem es von einer Nicht-Vergleichbarkeit und Überführbarkeit der Resultate einer Einzelwissenschaft in die andere ausgeht, im praktischen Vorgehen der Einzelwissenschaftler spielt dieser Einwand jedoch eine geringe Rolle: Auch die komplexesten lebensweltlichen Erscheinungen werden als Summe ihrer kleinsten Einzelbausteine aufgefasst.

Wie jede Einzelwissenschaft verwendet die Naturwissenschaft definierte Begriffe, um Beobachtetes in einem spezifischen Bereich zu klassifizieren und damit einen bestimmten „Wirklichkeitsbereich“ geistig zu strukturieren. Der Erkenntnisprozess als Abstraktionsvorgang ist somit ein Orientierungsprozess, bei dem Begriffe mehr oder weniger konstant Beobachtetes „ergreifen“. Die Besonderheit der naturwissenschaftlichen

Begriffsbildung liegt darin, dass sie dem reduktionistischen Verfahren folgt, indem immer differenziertere, präzisere Begriffe gebildet werden, die schließlich in einfachen mathematisch-formalen Ausdrücken erscheinen. Dieses methodische Vorgehen erhöht den Eindruck der Objektivität und steigert vor allem die gesellschaftliche Akzeptanz der naturwissenschaftlichen Ergebnisse.¹²

Durch den Eindruck der Objektivität geht jedoch die Erkenntnis verloren, dass die Umgangssprache immer der kontextuelle Ausgangspunkt für die naturwissenschaftliche Fachsprache und selbst für die Mathematik ist.¹³ Die strengere Definition ihrer Fachbegriffe erleichtert lediglich die Erkenntnis und deren Vermittlung zwischen den Wissenschaftlern, weil Mehrdeutigkeiten reduziert werden. An der Grundsituation vernetzter Begriffe, die letztlich einer sozialen und umgangssprachlichen Basis entstammen, ändert sich jedoch nichts. Dies wird insbesondere deutlich, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse als Handlungsanweisungen genutzt werden sollen und deren Begriffe dann in die Umgangssprache rückübersetzt werden müssen. An dieser Stelle erscheint erneut die Zirkularität des Wissens: Die Rückübersetzung der wissenschaftlichen Erkenntnis in die Alltagssprache prägt diesen Alltag in Form von Technikanwendungen ebenso wie die Meinungen und Überzeugungen vom Funktionieren und der Struktur der „Realität“. Dadurch wird aber die Realität, die Lebenswelt, selbst wieder verändert, was die Wissenschaften nunmehr zu neuen Beobachtungen, Erkenntnissen, Erklärungen und technischen Entwicklungen und damit in einen erneuten Zirkel führt. Die Entwicklung der Autoindustrie mit ihren Folgen für Infrastrukturen und ihren Rückwirkungen auf die Umwelt und veränderten Lebensbedingungen mag hierfür als Beispiel dienen.

Somit stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis erkennendes *Subjekt*/Beobachter und beobachtete *Objekt*/Realität stehen. Mit dieser Frage

wird ein weiterer Erkenntniszirkel betreten: Steht das erkennende Subjekt einem Objekt, als einer von ihm getrennten und außerhalb seiner selbst existierenden Realität gegenüber, so müsste das erkennende Subjekt wissen, wie von ihm getrennte Objekte beschaffen sind und wo die Grenze zwischen Subjekt und Objekt verläuft. Dies ist aber nur möglich, wenn man *annimmt*, dass sich die Objekte im Bewusstsein des Subjektes gewissermaßen als Spiegelbild abbilden (sog. naiver Realismus). Da dies grundsätzlich nicht beweisbar ist, kann ebenso *angenommen werden*, dass nichts von der Realität/Außenwelt erkennbar ist und jegliche „Erkenntnis“ nur aus Bewusstseinsinhalten des Subjektes besteht (sog. philosophischer Idealismus). Auch kann – unter zu Hilfe nehmen einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse der Neurobiologie – angenommen werden, dass auf das Bewusstsein Sinneseindrücke einwirken, die zwar der Realität entstammen, diese aber individualspezifisch umgewandelt und neu zusammensetzt werden (sog. Konstruktivismus), sodass aus der Wahrnehmung eines roten Objektes retrospektive ein grünes werden kann, wenn die Erwartungshaltung groß ist.¹⁴ Es bleibt also die theoretische wie auch praktische Frage: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“¹⁵

Um diese Frage zu „beantworteten“, müssen Grundannahmen gemacht werden (Axiome gesetzt werden, was dem o.g. Ankerpunkt entspricht), die selbst *nicht beweisbar* sind. Wie es nun zu bestimmten Annahmen, unter denen Beobachtung und Theoriebildung erfolgt, bleibt unklar (unter Theorie soll ein Begriffssystem verstanden werden, das einen bestimmten Beobachtungsbereich ordnet, wesentliche Eigenschaften und deren Beziehungen zueinander identifiziert, sie erklärt und Prognosen in diesem Bereich ermöglicht). Es kann bestenfalls nach dem Plausibilitätskriterium vermutet werden, dass der gesellschaftliche Kontext, die jeweilige Lebenswelt des Erkennenden die *Auswahl* der Grundannahmen und die Auswahl des Erkenntnisgegenstandes wesentlich mit bedingt.¹⁶ Auf

dieser Basis werden *Modelle* der Realität gebildet, von denen man annimmt, dass sie die Realität adäquat abbilden und, – die in den Erfahrungshorizont des Beobachters passen. Damit befindet sich der Beobachter aber wieder in dem Zirkel von individuell sowie kulturell geprägter Erfahrung und dem Bemühen nach „*objektiver*“ Erkenntnis, die aber ohne diese subjektive Erfahrung nicht denkbar ist.

Letztlich muss auch an die wissenschaftlichen Axiome bzw. an die sie bestätigten Beobachtungen *geglaubt* werden, was insbesondere bei induktiven Schlüssen deutlich wird: Wenn man zu dem Schluss kommt „alle Schwäne sind weiß“, weil alle zuvor beobachteten Schwäne weiß waren, so *glaubt* man, dass auch alle noch nicht beobachteten Schwäne weiß seien. Dies ist ein begründeter nicht-religiöser Glaube. Vernunft, Gewissheit und Wissen einerseits und Glaube andererseits, der religiöse mit eingeschlossen, sind jedoch weniger deutlich trennbar, als es das vorherrschende naturwissenschaftliche Weltbild erscheinen lässt. Dieser Zirkelcharakter der Erkenntnis hat bereits auf einem hohen Niveau die Philosophie im Mittelalter umgetrieben und an ihrer Aktualität nicht verloren.¹⁷ Noch bedeutsamer, glaubensnäher und gesellschaftlich folgenreicher sind die Axiome der neoklassischen Ökonomik: Sie benutzt Axiome (unbewiesene Annahmen) als Ausgangspunkt für eine vorwiegend deduktive Methode. Das heißt sie schlussfolgert im Gegensatz zur induktiven Methode vom Allgemeinen auf das Besondere. Sie ist dadurch primär Annahmen geleitet, weniger durch beobachtungsgewonnene Einzeldaten und läuft Gefahr, sich der Friedrich Hegel zugeschriebenen Äußerung zu verschreiben: „Wenn die Tatsachen nicht zur Theorie passen, umso schlimmer für die Tatsachen.“ Wir werden in Kapitel 3 darauf zurückkommen.

Es ist schließlich das Kriterium des *Funktionierens* naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, was ihre breite gesellschaftliche Akzeptanz und Be-

deutung ausmacht, weil ihre Technikanwendungen den derzeit vorherrschenden gesellschaftlichen Interessen am ehesten dienen, d. h., technologischer Fortschritt ist ökonomisch verwertbar.

In Hinblick auf die im nächsten Kapitel angesprochenen Wirtschaftswissenschaften muss noch auf den Begriff der „Empirie“ (systematisches Erfahrungswissen) eingegangen werden, weil der Hinweis auf empirische Studien und Erkenntnisse diese als objektiv und unbezweifelbar erscheinen lässt. Jede – auch empirische – Erkenntnis wird aber nicht nur durch den mehrfach beschriebenen gesellschaftlichen Hintergrund wie durch ein Prisma gebrochen, sondern zusätzlich durch die verwendete Methodik: Lichtmikroskope generieren ein anderes Spektrum an empirischen Einsichten als Elektronenmikroskope und Röntgengeräte andere als Ultraschallgeräte. Die Realität ist gewissermaßen eine Funktion des Abbildungsverfahrens. Nun müssen aber noch alle Einzelergebnisse statistisch ausgewertet werden, um allgemeingültige Aussagen machen zu können, gleichgültig, ob die einzelnen Ergebnisse mit technisch komplizierten Geräten oder einfachen Fragebögen gewonnen wurden. Hier kommt die jeweils verwendete Methode der Statistik ins Spiel: In der Naturwissenschaft bietet sie Raum für Kontroversen und Fehlinterpretationen, in den Gesellschaftswissenschaften kann die Auswahl des statistischen Verfahrens und dessen tagespolitische Verwertung sogar hochgradig manipulativen Charakter haben und zum politischen Instrument werden. Diese Sachlage wird bestens durch eine bekannte Statistiker-Anekdote illustriert: „Der Teich war im Mittel nur ein Meter tief, dennoch ist die Kuh ersoffen“ (s. Anm. 41: Die Täuschung am und durch den Mittelwert sowie an Relativwerten).

Im Hinblick auf das nachfolgende Kapitel sowie auf Kapitel 3 sind drei Eigenschaften der modernen Physik von eminent erkenntnistheoretischer (und praktischer) Bedeutung: Es ist zum einen die grundsätzliche Nicht-

Trennbarkeit von Beobachter und Beobachtungsgegenstand in der Quantenphysik, zum anderen die prinzipielle Unbestimmbarkeit der Komponenten eines Quantensystems. Zum dritten ist es die Pluralität von Theorien und Methoden, die auf unterschiedliche Geltungsbereiche einer wie auch immer gearteten Realität angewendet werden und in ihren jeweiligen Bereichen eine funktionierende Anwendung finden. Es ist die Physik Newtons, Einsteins und die Quantenphysik. Die dominierende neoklassische Ökonomik fällt weit hinter diesen Erkenntnis Fortschritt zurück, indem sie weitgehend an der mechanischen Physik Newtons festhält und die Gesellschaft als ein berechenbares Ensemble atomarer Individuen oder Billardkugeln versteht, die man mit entsprechenden mathematischen Methoden exakt vorauszusagen glaubt. Insbesondere fällt die neoklassische Ökonomik hinter die Erkenntnis von John Maynard Keynes zurück, der bereits vor 80 Jahren auf den Unterschied zwischen Ungewissheit (Unberechenbarkeit) gesellschaftlicher Prozesse und Risiko aufmerksam gemacht hat: Nur das Risiko kann man berechnen. Es ist ein mathematisch, statistischer Wert, z. B. die Wahrscheinlichkeit eine bestimmte Zahl mit einem Würfel zu erzielen. Dazu muss man aber im Vorhinein die Eigenschaften des zu berechnenden Objektes (Prozesses) kennen (Eigenschaften des Würfels: Geometrie, Symmetrie, sechs Flächen, Beschriftung). Diese Voraussetzungen sind für Ereignisse – insbesondere gesellschaftliche –, die in der Zukunft liegen, nicht gegeben. Deshalb muss an dieser Stelle auch zur Vorsicht gegenüber signifikanten mathematisch-statistischen Ergebnissen gewarnt werden, die z. B. kausale Zusammenhänge nahelegen: Auch die Statistik selbst ist nicht voraussetzungsfrei, d.h. die Statistik kommt nicht ohne primäre Annahmen (Axiome; z. B. Gleichverteilung von Eigenschaften innerhalb eines bestimmten untersuchten Kollektivs) aus. Alle als signifikant ermittelten Zusammenhänge, die stets in einem begrenzten Kollektiv gewonnen werden, stellen nur *Hinweise* auf generelle Kausalzusammenhänge dar, nicht je-

doch Beweise. Diese Aussage gilt für die Naturwissenschaften ebenso wie für die Medizin und noch mehr für die Gesellschaftswissenschaften (s. hierzu Anm. 83: Auch ausgefeilte Mathematik bleibt gegenüber der Ökonomie immer unterkomplex).

2.2 Grundzüge der gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnis

Die unvermeidbare Vorprägung aller Bewusstseinsinhalte (Beobachten, Erkennen, Wissen, Glauben, Meinen), die – entgegen weitverbreiteter Meinung – sogar für die Naturwissenschaften gilt, betrifft noch viel mehr die Gesellschaftswissenschaften (Soziologie, Politologie, Ökonomik). Der Grund dafür: In den Gesellschaftswissenschaften sind die jeweiligen Wissenschaftler erkennende Beobachter *und* zugleich selbst „Gegenstand“ der Erkenntnis; sie sind einerseits in der Rolle des Bürgers, des Wählers, des Lohnabhängigen und Konsumenten oder des Unternehmers im produzierenden Gewerbe. Andererseits sind sie zugleich *Beobachter* eines Kontextes, in dem sie sich selbst bewegen – mit all ihren bewussten oder unbewussten Interessen, ihren historisch und kulturell geprägten Vor-Urteilen. Individuelle Interessen und kultureller Hintergrund sind somit die ständigen Begleiter während der gesellschaftswissenschaftlichen Theoriebildung, die wiederum in jede Beobachtung einfließt. Dies zeigt sich in besonders eindrucksvoller Weise, wenn Autoren mit unterschiedlicher ideologischer Ausrichtung bei identischer Datenbasis aber differenten Modellannahmen zu entgegengesetzten Ergebnissen kommen. So z. B., wenn es um Schaden oder Nutzen flexibilisierter Arbeitsmärkte geht.¹⁸ Es reicht also nicht hin, wenn ein Modell/Analyse logisch konsistent ist; es müssen auch die Grundannahmen mit der Empirie als notwendiges Kriterium übereinstimmen. Da nun die empirischen Beobachtungen von der jeweiligen Perspektive/Beobachtungsstandpunkt abhängen, können auch logisch konsistente Analysen different sein, ohne sich gegenseitig auszuschließen. Dies ist im Übrigen eine wesentliche,

erkenntnistheoretische Legitimation für demokratische Entscheidungsprozesse.

Die Gesellschaftswissenschaften können deshalb auch – anders als die Naturwissenschaften – nur in sehr begrenztem Rahmen Versuche unter isolierten Bedingungen durchführen.¹⁹ Ihr „Gegenstand“ sind größere gesellschaftliche und wirtschaftliche Prozesse, deren gesetzmäßige Abläufe analysiert werden sollen. Ihre experimentelle Isolation würde eben gerade diese zu analysierenden Prozesse artifiziell verändern und – sofern vorhanden – ihre eigenständige Gesetzmäßigkeit unkenntlich machen. Der wissenschaftliche Beobachter stünde diesen Prozessen nicht – wie wissenschaftlich gefordert – neutral und losgelöst gegenüber. Um einen Null- oder Ankerpunkt zu finden, müsste der Gesellschaftswissenschaftler ebenso wie der Naturwissenschaftler auf Basis *seiner* und der von *anderen mitgeteilten* Beobachtungen Annahmen über die Gesellschaft machen – über die Natur ihrer Mitglieder, über die Regeln oder Gesetzmäßigkeiten ihrer Institutionen und deren Zusammenwirken. Der Gesellschaftswissenschaftler muss somit auch Annahmen *über sich selbst* machen und begibt sich damit immer in den Zirkel von Vorprägung durch kulturelles Wissen, individuellen Interessen und daraus resultierender Erkenntnis, die wiederum das bestehende kulturelle Wissen modifiziert und politische Entscheidungen beeinflusst.²⁰ Gesellschaftswissenschaftliche Modelle sind zumindest teilweise immer soziale Konstruktionen, deren Realisation zudem nicht unwe sentlich an Macht und deren Interessen gekoppelt ist (s. Kap. 3.6). Zu diesen sozialen Konstruktionen gehört vorrangig, wie wir noch in Kapitel 4 erkennen werden, das Geld, dessen Denkform alles beherrschend geworden ist und inzwischen bis in die „unternehmerische Hochschule“ mit Hochschulräten aus der Hochfinanz reicht.²¹